Ein Rapper verirrt sich in die Opera buffa

Oper Wie Manuel Liniger alias Manillio völlig unverhofft zu seiner Rolle in der Oper «Figaro¿» kam

VON HELEN LAGGER



Gestreiftes T-Shirt und enge Jeans: Manillio spielt auf der Bühne gewissermassen sich selbst. SABINE BURGER

«Liniger in die Maske, bitte!» Von dieser Durchsage aufgeschreckt, eilt der junge Hauptdarsteller davon. Es dauert nur noch eine halbe Stunde, bis die Hauptprobe beginnt. Viel Make-up braucht Manuel Liniger, bekannt unter seinem Künstlernamen Manillio, allerdings nicht: Er spielt gewissermassen sich selbst, also einen Rapper aus Solothurn. Sein Kostüm sei eine Manillio-Uniform, verrät er lächelnd. Sein Look: ein gestreiftes T-Shirt, Converse-Turnschuhe und enge Jeans. So verirrt sich Manillio in der Oper «Figaro¿», einer eigenwilligen Produktion von Theater Orchester Biel Solothurn. Der Berner Autor und Musiker Raphael Urweider hat das Libretto geschrieben, Christian Henking die Musik.

Dieser mit einem umgekehrten Fragezeichen versehene «Figaro» ist voller szenischer und musikalischer Zitate. Ausgangslage ist die Komödie «La folle journée ou le mariage de Figaro» (1786) von Augustin Caron de Beaumarchais. Die in Sevilla angelegte Handlung um einen heiratswilligen Diener am Hof eines intriganten Grafen inspirierte Mozart zu einer seiner berühmtesten Opern, zu «Le nozze di Figaro». Urweiders Story dekonstruiert den Mythos, führt durch Stile und Epochen und macht auch das Theatermachen selbst zum Thema. Die Figur des Beaumarchais, dargestellt von Bariton Geani Brad, tritt auf die Bühne und veranstaltet das, was der französische Polemiker bekanntlich so liebte: eine wahre Opera buffa, sprich ein fellineskes Spektakel mit turmhohen Perücken, überdrehtem Humor und zeitgenössischem Rap.

Geistiger Sohn von Greis

Beaumarchais ist so etwas wie der Spielleiter in diesem Käfig voller Narren. Er will seine Vorstellung von Oper und Theater wiederaufleben lassen und trifft dabei auch auf Figaro, einen ungestümen Rapper. Ursprünglich hätte der Lausanner Rapper Grégoire Vuilleumier alias Greis den Part spielen sollen. Ein unverhofft gewonnenes New-York-Stipendium hielt ihn davon ab. Nun schlüpft mit Manuel Liniger so etwas wie ein geistiger Sohn von Greis in die Rolle. «Wir haben schon öfters zusammen gerappt, und als ich 18-jährig mit der Musik anfing, zählte Greis zu meinen Vorbildern», sagt Liniger.

Als Greis ihn fragte, ob er Figaro sein wolle, sei ihm erst einmal ein wenig mulmig geworden. «Mit Theater und Oper hatte ich bisher nichts am Hut, die Figur des Figaro kannte ich kaum», sagt der 27-Jährige, sitzend in seiner Garderobe. Doch diese Herausforderung auszuschlagen, kam für Manillio nicht infrage. «Das nicht zu machen, das wäre schon sehr verwöhnt gewesen.» Er habe aber auch mit offenen Karten gespielt und Regisseur Andreas Zimmermann deutlich gesagt, was er könne und was nicht. «Schauspielerfahrung hatte ich null», so Manillio. Seine Figaro-Figur platze – genau wie er selbst – in die verrückte Welt von Beaumarchais hinein.

Handlanger und Frauenheld

Dort trifft er auf eitle Frauen und rachsüchtige Männer, aber auch auf Skurriles wie den staubsaugenden Hauswart, der die in der Vergangenheit verhafteten Buffa-Figuren entstauben will. Figaro muss als Handlanger überall mit anpacken – das erinnert ein wenig an den armen Kerl in Rossinis Oper, der mit seinem zungenbrecherischen «Figaro hier, Figaro da» in die Musikgeschichte einging.

Ansonsten hat Manillios rappende Figur aber nicht mehr viel mit dem Barbier aus Sevilla (siehe Box) gemein. Mit einem Song auf Französisch geht die Hauptprobe los. Er liebe alle Mädchen, die Königinnen, die Prinzessinnen und die dummen Kühe, reimt Manillio und wird gleich lautstark unterbrochen. «Viel zu leise», ruft jemand. Die Techniker rotieren, und Manillio muss zurück in den Zuschauerraum, von wo aus er mit seinem Sprechgesang die Welt der Oper entert.

Figaro¿ Theater Biel Solothurn, heute Premiere in Biel, am 7. März in Solothurn. Weitere Daten unter www.tobs.ch

FIGAROS: WIE VIELE GIBT ES EIGENTLICH?

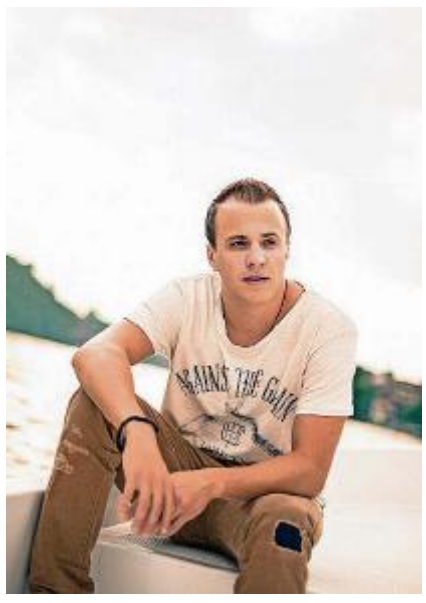
Figaro ist längst zum Synonym geworden, sogar der heilige Duden sagt, Figaros seien Friseure. Zu verdanken haben wir dies **Pierre Augustin Caron de Beaumarchais** (1732–1799). Der schillernde Franzose war es, der den unsterblichen Friseur Figaro in die Welt setzte. 1775 kam sein Schauspiel «Le barbier de Séville» auf die Bühne, drei Jahre danach folgte «La folle journée ou le mariage de Figaro», einer der meistgespielten **Komödienklassiker** Frankreichs. Beide Stücke fanden rasch Eingang in die **Oper.** Rossinis «Il barbiere di Siviglia» und Mozarts «Le nozze di Figaro» sind die berühmtesten, doch längst nicht die einzigen Adaptionen. Selbst für die schönen Künste gilt somit: Es gibt haarsträubend viele Figaros. Und wenn wir zu den Coiffeurs noch die einschlägige **Tageszeitung,** die **Satirezeitschrift,** das **Automodell** Nissan Figaro und die tschechische **Schokoladenmarke** gleichen Namens hinzurechnen, müssen wir erschlagen einräumen: Es gibt schlicht unzählige. OLIVER MEIER

«Passen muss die Musik vor allem mir»

Mundartpop Fabian Frauenfelder war einst Promoter für Schweizer Musik. Jetzt macht er selber welche – und erntet dafür auch Spott.

VON MICHAEL GRABER

Gleich kübelweise Häme glaubte eine grössere Gratiszeitung angesichts eines Songs von Fabian Frauenfelder alias Fraui ausschütten zu müssen. «Ding Dong SMS» heisst dieser und ist textlich, nun ja, eher dünn. Es sei «der schlechteste Song» aller Zeiten, behauptete die Zeitung. Immerhin: Im Gegensatz zu Abertausenden von schlechten Songs, die auf Youtube vor sich hin dämmern, wird «Ding Dong SMS» wenigstens gehört. Vielleicht wird irgendwo an einem Ort auf dieser Welt, wo man Schweizerdeutsch nicht versteht, anders darüber gedacht. So wie in unseren Breitengraden englischsprachige Songs gefeiert werden, die an textlicher Dümmlichkeit kaum zu überbieten sind.


Solides Album: Fraui. SONY MUSIC

Stärker im Schaufenster

Nun, sei es drum. Wer Mundart singt, wie Fraui das macht, stellt sich hierzulande stärker ins Schaufenster als andere. Und Fraui sowieso, den die meisten Musikjournalisten noch als Fabian Frauenfelder kennen, der unter anderem für Bligg fleissig Promo machte. Doch schon während dieser Zeit brütete er über seiner Karriere als Musiker. «Vom ersten Gedanken bis zum fertigen Album sind fünf Jahre vergangen», sagt Fraui. Eine lange Zeit, wie er selber zugibt. «Ich habe viele Ideen wieder verworfen, es kamen neue Leute dazu, und wir haben an mehreren Orten aufgenommen», so der 26-jährige Zürcher. Einer der Musiker, die Fraui unterstützen, ist der Gitarrist Zlatko «Släu» Perica, der unter anderem bei Gölä und Bligg mitwirkt. «Natürlich hat es mir geholfen, dass ich schon von meiner Arbeit bei den Labels einige Musiker kannte», sagt Fraui. Die Kunst sei es dann gewesen, auf ein gleiches Level zu kommen.

Die CD «Danke», die heute Freitag erscheint, klingt entspannt, ruhig und poppig. Die Songs sind nett, manchmal eingängig, manchmal etwas beliebig. Unter dem Strich: ein solides Mundartalbum, dem es etwas an Ecken und Kanten fehlt. Absicht? Fraui verneint: «Ich mache mir beim Musikmachen nicht so viele Gedanken, ob es nun diesen oder jenen passt. Passen muss es einfach für mich.»

Sorgfältig gemacht

Man hört dem Album die fünf Jahre Arbeit an, es ist kein Schnellschuss, sondern sorgfältig gemacht. Gutes Mundartpop-Handwerk, ohne jede Frage. Besonders in den ruhigeren Momenten schafft es Fraui tatsächlich, zu berühren. Dann und wann hätte man ihm tatsächlich etwas mehr textliche Tiefe gewünscht, aber dem luftigen Pop schadet es nicht.

Gespannt sein darf man auf den Performer Fraui. Mitentscheidend auf dem Schweizer Musikmarkt ist die Art und Weise, wie man auf der Bühne steht. Doch Daten findet man noch keine. Fraui: «Ich bin auch da Perfektionist. Jetzt beginnen wir mit den Proben, und ich will wirklich, dass alles genau so klingt, wie ich es mir vorstelle.»

Fraui Danke. Sony Music. ★★★☆☆

Klassik

VON CHRISTIAN BERZINS

Licht im Sowjet-Leichenkeller


Es brauchte viel Licht im dunklen Leichenkeller der sowjetischen Geschichte, damit der Komponist Mieczyslaw Weinberg (1919–1996) endlich wieder zum Klingen kommen konnte: 2010, 50 Jahre nach Entstehung, kam seine Oper «Die Passagierin» in Bregenz zur Uraufführung – und zusammen mit ihr kamen viele Kompositionen in die Konzertsäle. Gidon Kremer, der sich oft mit den Verkannten und Vergessenen der ehemaligen Sowjetunion beschäftigte, spielt nun Weinbergs unheimlich intensive Solosonate für Violine ein. Zusammen mit seinen famosen Kremerata-Musikern nahm man auch gleich ein Trio, Concertino und selbst die 10. Sinfonie auf. Es sind Werke – mitsamt der spätromanischen Sonatina (am Klavier Daniil Trifonov) von 1949 –, die eine ungeheure Stil-Breite zeigen und sich doch in einem ureigenen sprechenden Weinberg-Ton wiederfinden.

Kremerata Baltica, Gidon Kremer Weinberg. ECM 2014, 2 CD.

★★★★★

Schweiz trifft Tschechien


Es ist kein Zufall, wenn sich drei Schweizer Musiker mit einem Tschechen und zwei Böhmen beschäftigen. Die CD des Feininger Trios ist nämlich eine ehrliche Hommage an den Geiger Josef Suk (1929–2011): Er war Enkel des Komponisten Josef Suk (1874–1935) und Urenkel von Antonin Dvorak (1841–1904). Der Cellist David Riniker hatte noch das Glück, mit Suk zu musizieren. Und so spielt Riniker zusammen mit Adrian Oettiker und Christoph Streuli Trios von Josef Suk und Antonin Dvorak. Zusammen mit einem Trio von Bedrich Smetana ergibt sich ein spannendes Hörbild der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Alle drei Komponisten waren Schwärmer, was Interpreten bisweilen zu ausschweifenden Klang-Feierlichkeiten animiert. Das Feininger Trio bleibt kühn gelassen. Die zwei Streicher, beides Berliner Philharmoniker, haben dieselben Ideen, Oettiker nimmt sie spielend auf.

Feininger Trio Suk, Dvorak, Smetana. Avi records 2013.

★★★★☆

Der vergessene Sohn



Drei Jahre vor Mozart gestorben, aber 42 Jahre vor ihm geboren: Das war das Schicksal von Carl Philipp Emanuel Bach (1714–1788). Alles, was er vom Vater Johann Sebastian lernte, in die vermeintliche Übergangsperiode um 1750 brachte und schliesslich den Wiener Klassikern schenkte, verdankte ihm die Nachwelt mit Nichtbeachtung. Die Trias Mozart, Haydn, Beethoven machte den Jahresjubilar 2014 quasi vergessen. Wie schade das ist, zeigt eine CD der Akademie für Alte Musik Berlin: Sie verbindet ein jubelndes und doch barocker Strenge unterliegendes, 1749 komponiertes Magnificat, eine kurze, doppelchörige geistliche Motette von 1776 sowie eine Sinfonie aus dem Jahre 1780. Das Zauberhafteste, ja Unheimlichste ist der Chor der Engel und Völker aus dem «Heilig ist Gott»: Danach ist man vorbereitet auf die D-Dur-Sinfonie, die voller Überraschungen ist, ja eine Abkehr der Konvention darstellt. Dagegen waren Haydn und Mozart geradezu Traditionalisten.

C. P. Emanuel Bach Magnificat u. a., harmonia mundi 2014.

★★★★★